

**HEYNE
HARD
CORE**

Das Buch

Wonderland Avenue ist die Autobiografie eines Mannes, die Rockgeschichte geschrieben hat: Danny Sugerman, Freund und später Manager der Doors, Iggy Pops und anderer Superstars. Danny erzählt von seiner öden Kindheit im gepflegten Vorort Beverly Hills, dessen tote Atmosphäre allein durch seine ständige Aufsässigkeit belebt wurde; von der Faszination, die Jim Morrison wie kein anderer auf seine Generation und auf ihn ganz persönlich ausstrahlte; von Rebellion, Sex, Musik, Suff; und von den Drogen, die ihn fast umbrachten.

»Danny Sugerman ... hat Erinnerungen an seine zügellose Zeit in Los Angeles festgehalten, die an Derbheit und Wucht die Bestseller der Jungstars aus den amerikanischen Creative-Writing-Schools weit hinter sich lassen.« *Süddeutsche Zeitung*

Der Autor

Danny Sugerman, geboren 1954 in Los Angeles, wuchs in Beverly Hills auf. Als Teenager lernte er bei einem Konzert Jim Morrison kennen und arbeitete von da an für die Doors. Nach Morrisons Tod 1971 wurde er der Manager von Iggy Pop. Er ist der Autor der Morrison-Biografie *Keiner kommt hier lebend raus*. Sugerman starb 2005.

DANNY SUGERMAN

WONDERLAND AVENUE

SEX, DRUGS & ROCK 'N' ROLL

Aus dem Amerikanischen
von Denis Scheck

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Wonderland Avenue
(William Morrow and Company, Inc., New York)

Unter www.heyne-hardcore.de finden Sie das komplette Hardcore-Programm, den monatlichen Newsletter sowie unser halbjährlich erscheinendes CORE-Magazin mit Themen rund um das Hardcore-Universum.

Weitere News unter www.facebook.com/heyne.hardcore



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 06/2014
Copyright © 1989 by Danny Sugerman
Copyright © 1991 der deutschen Ausgabe
by MaroVerlag, Augsburg · www.maroverlag.de
Copyright © 2014 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Umschlagillustration: © Rotraut Susanne Berner
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-67668-8
www.heyne-hardcore.de

*Dieses Buch ist in Liebe
dem Andenken meines Vaters gewidmet,
in Liebe und Dankbarkeit
meinem Bruder Joey und
meiner Schwester Nan Dee,
und mit einem ganz besonders
herzlichen Dankeschön
Ray Manzarek & Stephen Abrams.*

Danken möchte ich neben jenen, denen dieses Buch gewidmet ist, noch: Rosemary Carroll – für ihren Glauben an mich und ihre Loyalität, sowohl privat als auch beruflich; Maggie Abbott – für ihren Weitblick und Optimismus; Floyd Peluce und Connie Medford – für ihre Zuversicht und Hilfe; Gene Kirkwood und Oliver Stone – für ihre Ermutigung und Unterstützung; Jim Landis und Jane Meara – für ihre Geduld und ihr Engagement; John Densmore und Robby Krieger – für ihre Musik, ihre Freundschaft und ihr Vertrauen. Ohne sie alle wäre dieses Buch nicht möglich gewesen.

Mein Dank und meine aufrichtige Anerkennung gilt ferner folgenden Freunden, Kollegen und Helden: Melissa Gilbert, Jim Carroll, Todd Gray, Hal Ashby, John Branca, Jim Osterberg, Dr. Ed Kantor, Fiona Flanagan, Stiv Bator, Jello Biafra, Michael McClure, Allen Ginsberg, Anne Barhydt/Smith, Robin Riggs, Harold Bronson, Liz Nealon, Patty Wicker, Marsha Gleeman, John Randall, Dr. Murray Zucker, Dr. Harvey Karkus, Studio 12 und Tom Kenney, Marilyn Saltzman, Carrie Hamilton, Toby Mamis, Ray Paret, Bob Gibson, Rick Schmedlin, Buddy Arnold und Carol Fields, James Grauerholz, Gary Stromberg, Bill Burroughs, Harvey Kubernik, Dorothy Manzarek, Pablo Apollo Manzarek, Julia Densmore/Negrón, Lynn Krieger, Bill Siddons, Patti Smith, Alice Cooper, Shep Gordon, Alan Lanier, Joe Kanter, Jim und Shelly Ladd, Eliot Mintz, Cameron Crowe, Alex Lopez, Alexandra Taylor/Abrams (Ali), Marty Fox, Jerry Swartz, Fred Nigro und Michael Karlin, Robin White, Alan Douglas, Benjamin Edmonds, Susan Hill, Mary Hall-Mayer, Paul Rothchild, Bruce Botnick, Chuck Young, Krista Errickson, Hale Milgrim, Eric Rudolph, Nigel Harrison, Elmer Valentine, Mario, Kate Franklin, Jim Stein und David Goldman haben

mich alle das eine oder andere Mal auf die eine oder andere Weise bei meiner Aufgabe ermutigt und unterstützt, und jedem Einzelnen von ihnen bin ich dankbar.

Schließlich ein ganz, ganz besonderer Dank an die Anhänger und Fans der Doors, die in der Vergangenheit so treu gewesen sind, mich weiterhin sehr unterstützen und inspirieren und zu denen ich mich selbst voller Stolz zähle.

Anmerkung des Verlags:

Danny Sugerman starb am 5. Januar 2005 in seinem Haus in Los Angeles im Alter von fünfzig Jahren.

PROLOG

Welcome to my nightmare
I think you're gonna like it ...

ALICE COOPER

Ich wusste bereits, dass ich krank war. Seit Wochen hatte ich mich beschissen gefühlt. Zweifellos eine Folge des Dolce vita, permanent bis zur Neige ausgekostet oder eben nicht ausgekostet, das auseinanderzuhalten fiel allmählich schwer. Zu viel Alkohol zur Feier des Tages und zu viele endlose Partys – mit Bergen von Kokain, um in Fahrt zu kommen und high zu bleiben, gefolgt von Downern, um vom Gas zu gehen oder pennen zu können, und während dieser ganzen Wahnsinnszeit raste ich in selbstmörderischem Tempo und fahruntüchtigem Zustand mit meinem Cobra kreuz und quer durch die Cañons Hollywood Hills. Tausende Nachtklubs und Backstagepässe, durch zu wenig Schlaf und zu viel Herumgevögele nur noch nebelhaft in Erinnerung, das alles hatte dazu beigetragen, mich völlig aufzureiben. Außerdem hatte ich mir in letzter Zeit angewöhnt, eine absurde Tagesdosis Stoff zu spritzen; ich nahm alles, was löslich, injizierbar und berauschend war. Es war einfach zu viel und zu oft. Nichts war unerlaubt. Leben auf der Überholspur, life on the fast lane, auf diesen kurzen Nenner ließ sich das wohl bringen. Was wirklich ein makabrer Witz ist. Wo doch jeder weiß, dass es bei einem Schrottauto-Derby keine Überholspur gibt, sondern nur darauf ankommt, so lange wie möglich im Rennen zu bleiben.

Ich wusste nicht einmal genau, von welchen Drogen außer Heroin ich sonst noch abhängig sein mochte. Mir war nie ganz klar, ob mir schlecht war, weil ich zu viele Drogen genommen hatte oder nur nicht genug von den richtigen. Nach jedem Schuss musste ich kotzen. Ich konnte nichts mehr essen, ohne mich zu übergeben, und folglich hatte ich dreißig Pfund in ungefähr ebenso viel Tagen abgenommen. Um die Sache noch weiter zu komplizieren, nahm meine Haut plötzlich einen sonderbar kränklichen Gelbton an. Das Dolce vita forderte offenbar seinen Tribut. Aber ich konnte nicht genau sagen, wie hoch dieser Tribut ausfiel, wie krank ich geworden war, ja nicht einmal, was mir eigentlich fehlte. Soweit ich wusste, hätte es alles Mögliche sein können – von einer Grippe bis zur Fäulnis der Seele. Scheißspiel.

Schließlich rief mich mein Hausarzt an, bei dem ich mich in letzter Zeit nicht mehr hatte blicken lassen.

»Also schön, Doc«, fragte ich ihn, »und wie lautet nun Ihr Urteil?«

»Danny, Sie können nicht weiter Heroin spritzen.«

»Das trifft sich«, sagte ich. »Ich hatte ohnehin vor, von der Nadel wegzukommen.«

»Hören Sie zu, das ist sehr ernst, es ist wichtig, dass Sie das begreifen. Wenn Sie sich Drogen spritzen, können Giftstoffe ungefiltert in Ihre Leber fließen.«

»So?« Bei mir dachte ich: *Ungefiltert? Genau darum geht's ja bei einem Schuss.*

»Ihre Leber hält das nicht mehr aus. Und wir haben da noch ein Problem. Eines der Testergebnisse deutet auf eine Entzündung der Aortenklappe hin. Ihr Herz ist in sehr schlechter Verfassung.«

»Na gut«, sagte ich. »Dann hör ich eben auf – wo liegt das Problem?«

Der Arzt seufzte. »Sie können nicht einfach aufhören. Sie sind zu schwach. Sie haben Hepatitis in fortgeschrittenem

Stadium, und zu allem Überfluss sind Sie auch noch unterernährt. Ihr Körper könnte die Entzugserscheinungen nicht verkraften. Sie würden den cold turkey nie überstehen. Sie werden sterben, wenn Sie weiter Rauschgift nehmen, und wenn Sie plötzlich aufhören, werden Sie auch sterben, das ist das Problem. Wenn Sie sich nicht sofort in ärztliche Behandlung begeben und in ein Krankenhaus einweisen lassen, gebe ich Ihnen weniger als eine Woche.«

»Mein Gott«, sagte ich. »So genau wollte ich es gar nicht wissen.«

Mir war klar, dass ich mir was geholt hatte, aber irgendwie war mir nicht voll bewusst geworden, wie schlimm es war. Also Schluss mit den Selbsttäuschungen. Ich war auf meinem Weg bis zur äußersten Grenze vorgedrungen, weitergehen konnte ich nicht, und nun stand keine Möglichkeit zur Umkehr und kein bequemer Ausweg offen. Doch in diesem Moment drehte sich mein Denken nicht darum, in was für einer scheußlichen Lage ich steckte, sondern nur um die Frage: Welche Art Hepatitis hatte ich?

Ich drückte die Daumen, dass es Hepatitis A war, die infektiöse Gelbsucht, denn dann konnte ich meine Familie um Hilfe bitten und behaupten, ich hätte mich angesteckt, weil ich im Bett an die Falsche geraten war. Wenn es jedoch der Virus-B-Typ war, Serumhepatitis, ließ dies nur einen Schluss zu: Infektion durch Blut wie zum Beispiel an Injektionsnadeln, und in diesem Fall würde ich meiner Familie auch über meinen allgemeinen Gesundheitszustand reinen Wein einschenken müssen, und das war etwas, das ich so lange wie nur irgend möglich aufschieben wollte – am liebsten für immer.

Ich dankte dem Arzt für die Auskunft, legte den Hörer auf und überlegte, welche Alternativen mir noch blieben. Da war *erstens* der Tod, *zweitens* meiner Familie die Wahrheit sagen, und *drittens* konnte ich mich noch ein paar Tage volldröhnen und dann meiner Familie die Wahrheit

sagen. Weniger als eine Woche, bis ich starb – das konnte bedeuten, dass mir immer noch volle sechs Tage blieben, bis ich mich zwischen der ersten und der zweiten Alternative entscheiden musste. Weniger als eine Woche konnte aber auch ein paar Tage, ein paar Stunden oder ein paar Minuten bedeuten. Also blieb nur die Wahl zwischen Tod oder Wahrheit.

Ich beschloss, meinen älteren Bruder anzurufen, der auch Arzt war und gerade seine Assistenzzeit im *Los Angeles County Hospital* absolvierte. Mir war klar, dass es fast aufs Gleiche hinauslief, ob ich es ihm oder meinem Vater sagte, aber ich hoffte, Joey würde nicht ganz so streng mit mir ins Gericht gehen.

»Hallo, bist du's, Joey? Hier spricht dein kleiner Bruder.«

»Wo zum Teufel hast du das letzte Jahr über gesteckt?«

»Ist es schon so lange her?« Ich bemühte mich um einen beiläufigen Ton. Es bestand kein Grund, hysterisch zu werden und ihn zu erschrecken. Schweigend wartete er auf eine Antwort. »Ach weißt du, ich hatte viel um die Ohren, war oft auf Partys, habe eine Menge Drogen genommen ...« Ich versuchte zu lachen. Doch dann kippte mir plötzlich der Boden unter den Füßen weg.

»Ich hänge an der Nadel und habe Hepatitis. Außerdem stimmt mit meinem Herz was nicht. Ein Arzt vom Uni-Krankenhaus hat mir gerade gesagt, ich hätte keine Woche mehr zu leben.«

Stille.

»Ich weiß nicht, was ich machen soll«, flüsterte ich mit brüchiger Stimme ins Telefon, und ohne jede Beschönigung.

»Wo bist du?«, fragte er.

»Wonderland Avenue. Du kennst das Haus.«

»Bleib, wo du bist«, sagte er mir. »Ich komme sofort rüber.«

»Ist gut«, antwortete ich, obwohl ich da so meine Zweifel hatte.

Eine ganze Weile war Stille in der Leitung, ehe er wieder etwas sagte.

»Danny?«, fragte er.

»Was?«

»Diesmal hast du wirklich Scheiße gebaut.«

»Ist mir klar«, sagte ich.

Und es war mir tatsächlich klar. Oder zumindest war es einem Teil von mir klar. Ich hatte schon früher oft in der Scheiße gesteckt, aber langsam dämmerte mir, dass es diesmal etwas anderes war, dass ich es diesmal zu weit getrieben hatte. Trotzdem versuchten mir andere Stimmen einzureden, dass ich selbst von der Nadel runterkommen konnte, wenn ich mich nur vorsah, und dass der Arzt keine Ahnung hatte, von was er redete; ich hätte mich wirklich nicht an meinen Bruder wenden sollen, denn jetzt würde mein Vater mich umbringen, falls ich nicht schon vorher tot war, und wenn ich die Wahl hatte, wollte ich lieber von eigener Hand als von seiner sterben. Ich war weder auf meinen Bruder noch auf sonst jemanden angewiesen. Was mir fehlte, war ein schöner langer Urlaub, in Bora Bora zum Beispiel, eben an irgendeinem Ort, wo es keine Drogen gab.

Aber ich hatte es ihm gesagt, und er war bereits unterwegs zu mir. Während ich auf ihn wartete, ging ich unten im Büro auf und ab, mal mit den Stimmen übereinstimmend, mal mich gegen sie auflehnend. Dann fiel mir wieder ein, dass ich immer noch etwas Stoff hatte, nicht viel, aber vielleicht reichte es, um etwas ruhiger zu werden.

Ich spritzte mir den Rest von meinem Äitsch und warf meine letzten beiden Quaaludes ein. Was hätte ich denn tun sollen? Das Zeug wegwerfen? *Nicht mit mir!* Diese demonstrative »Ab-ins-Klo-damit/das-hab-ich-hinter-mir/nie-wieder«-Nummer war noch nie mein Fall. Reine Verschwendung, billiges Schmierentheater – nicht dass ich je was gegen Schmierentheater gehabt hätte, auch nicht gegen

Verschwendung an sich, aber den letzten Rest Stoff wegzuwerfen, nachdem man gutes Geld dafür bezahlt hatte, war schlicht zu unsinnig, um es überhaupt in Betracht zu ziehen. Außerdem wäre es ganz bestimmt das letzte Mal, argumentierte eine andere Stimme. Leider machten mich die Drogen nur noch verwirrter und konfuser. Ich setzte mich auf die Couch, stützte den Kopf in die Hände und versuchte mit aller Kraft zu vermeiden, mir Gedanken über die Zukunft zu machen.

Ich bin nicht ganz sicher, was dann geschah. Ich weiß noch, dass mein Bruder eintraf und mir eine Spritze Valium gab, um meine etwas psychotische Hektik zu dämpfen, während ich mich laut fragte, was zum Teufel ich hier eigentlich machte. Mit einer Spritze war es nicht getan. Ich stammelte weiter vor mich hin. Er machte eine Bemerkung über die Widerstandskraft meines Körpers und gab mir noch eine. Schließlich noch eine. Kurz bevor ich endlich eindämmerte, hörte ich ihn ans Telefon gehen.

»Hallo, Dad. Es ist wegen Danny. Sitzt du?«

Dann wurde ich bewusstlos.

Ich erinnere mich vage, dass ich später auf den Beifahrersitz seines Wagens verfrachtet wurde. Auf dem Weg nach draußen klemmte ich mir eine Stange Kools und Bob Dylans neueste Platte, *Blood on the Tracks*, untern Arm.

Das Nächste, an das ich mich deutlich erinnern kann, ist das Aufwachen in einem Krankenhaus. Rings um mich standen Geräte, und in meinen Armen steckten Schläuche, durch die Blut zirkulierte. Als ich allmählich wieder zu mir kam, war mein erster Impuls, die Schläuche rauszureißen, mich von der seltsamen Verbindung von Mensch und Maschine zu befreien, zu der ich geworden war, aber dann blickte ich auf und sah links und rechts am Fußende meines Betts zwei weiß gekleidete schwarze Krankenpfleger von imposanter Größe stehen.

»Wer sind Sie denn?«, fragte ich.

»Ihr Vater hat uns eingestellt. Wir sollen dafür sorgen, dass Sie nicht abhauen«, erklärte mir der linke.

»Sie werden uns doch keine Schwierigkeiten machen?«, fragte der andere.

Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich es vielleicht versucht. Aber wie die Dinge lagen, war es schon schwierig genug, den Kopf zu heben. Ehe ich ihnen antworten konnte, kam ein ziemlich kleiner, gnomhafter pfeiferauchender Mann mit beginnender Glatze ins Zimmer. Er stellte sich als Dr. Pullman vor.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte er.

»Mann, ich *sterbe*; was glauben Sie denn, wie's mir geht?« Das wollte ich eigentlich sagen, aber ich fand, eine so lahme Frage verdiente gar keine Antwort. Stattdessen fragte ich: »Wo bin ich?«

»In einem Krankenhaus.«

Wie aufschlussreich. Dieser Weißkittel schob wirklich den totalen Durchblick. Dann sah ich mich zum ersten Mal um und bemerkte, wie ungewöhnlich hübsch das Zimmer war. Es hatte Teppiche, einen Spiegel über einer Kommode, außerdem einen Schreibtisch und einen Schrank; tatsächlich war es bis auf das Bett ganz anders als jedes Krankenzimmer, das ich je gesehen hatte.

»Wo? In welchem Krankenhaus?«, fragte ich, um mich zu orientieren.

»In Brentwood.«

»Es gibt kein Krankenhaus in Brentwood«, sagte ich, nun noch verwirrter.

Dann dämmerte es mir. »Sie meinen die *Nervenklinik!*«, stieß ich hervor. »Was zum Teufel habe ich in einer Nervenklinik verloren?«

»Ihre Familie hat Sie hier einweisen lassen.«

»Warum?«

»Weil dies das einzige Krankenhaus im Staat ist, das sowohl auf Ihre physischen wie psychischen Probleme eingerichtet ist.«

»Ich habe aber keine psychischen Probleme«, widersprach ich. »Ich habe ein Drogenproblem.«

Er lachte kurz auf. »Glauben Sie denn, jemand, der seinen Körper mit Nadeln traktiert und sich tagtäglich eines der stärksten Gifte der Welt spritzt, bis er mit einem Bein im Grab steht, hätte kein ernstes psychisches Problem?«

Wenn man es so ausdrückte, fiel es schwer zu widersprechen. »Wie auch immer«, sagte ich, »sobald ich wieder okay bin, geh ich hier weg.«

»Das sehen wir dann«, sagte er, beugte sich vor und gab mir eine Spritze, die mich ins Traumland schickte.

Tags darauf wachte ich schreiend auf. So schlecht hatte ich mich in meinem ganzen Leben noch nie gefühlt, ich war schweißgebadet und hatte das Gefühl, jemand hätte mir ein Messer in den Bauch gerammt und stocherte nun damit herum. Ich hob die Decke etwas hoch, richtete den Blick auf meinen Bauch und stellte fest, dass er tatsächlich auf- und abzuckte. Die immer noch anwesenden Krankenpfleger wirkten gleichgültig und nahmen die Sache viel gelassener, als mir angebracht schien. Ich spürte, wie es in mir rumorte, und ich furzte, aber es war mehr als ein Furz.

»Tut doch was!«, rief ich.

Die Krankenpfleger waren noch immer sichtlich unschlüssig, ob sie mich nun ans Bett schnallen, mir helfen oder Unterstützung holen sollten. Ich beschloss, ihnen bei ihrer Entscheidung zu helfen.

»Holt jemand, ihr *blöden Arschlöcher!*«, schrie ich.

Doch inzwischen war schon jemand unterwegs. Eine Frau, offenbar die Oberschwester, kam herein, und als sie sah, in welchem Zustand ich war, verständigte sie das zuständige medizinische Personal. Als sie versuchte, mir ein Thermometer in den Mund zu stecken, stieg Übelkeit in mir auf, und ich erbrach mich über die Bettkante. Sobald ich mich ausgekotzt hatte, rappelte ich mich wieder auf und sah einen Arzt und mehrere Krankenschwestern, die sich an

mir zu schaffen machten und mir verschiedene Pillen und Spritzen verabreichen wollten.

Und als ich da lag, Atem zu schöpfen versuchte und meinen Bauch beobachtete, der weiterhin zuckte und auf- und abwogte, beugte sich eine Krankenschwester über mich, wischte mir die klamme Stirn mit einem feuchten Waschlappen ab und fragte mich: »Was in Gottes Namen haben Sie mit sich angestellt?«

»Gute Frage«, stöhnte ich und schloss die Augen.

Es war eine verdammt gute Frage. Ich dachte, ich hätte alles richtig gemacht, mich von meinen besten Instinkten leiten lassen, wäre mir dabei wann immer möglich treu geblieben und hätte alles Erdenkliche unternommen, um meine Version des amerikanischen Traums zu verwirklichen. Ich war einundzwanzig Jahre alt. Ich hatte ein prächtiges Haus im Laurel Canyon, eine wunderschöne Freundin, das beste Auto der Welt und zudem so viel Geld, Drogen und Schnickschnack, wie sich ein junger Mann nur wünschen kann. Ich war jung und hatte in dem von mir gewählten Beruf Erfolg. Ich hatte es geschafft. Ich hatte *alles*. Und was hatte mir das gebracht? Ich lag in einem nassgeschwitzten Bett voller Kotze und Scheiße, eingesperrt in einer gottverdammten Irrenanstalt, mit zwei Riesen zu meiner persönlichen Bewachung. Alles, was ich besessen hatte, war futsch, das Einzige, was mir noch blieb, war eine Drogensucht, die fünfhundert Dollar am Tag verschlang, und vielleicht, falls ich in dieser Klapsmühle nicht vorher starb, nur *vielleicht*, mein Leben.

BUCH I

JUGEND

KAPITEL 1

Go, and beat your crazy head
against the sky · Try, and see beyond
the houses and your eyes
It's okay to shoot the moon.

THE LOVIN' SPOONFUL

Früher einmal, nehme ich an, in ganz jungen Jahren, war ich wohlerzogen und schlief, wie man so sagt, den Schlaf der Gerechten, ohne den Rest der Welt zu stören oder mich von ihm stören zu lassen. Aber falls dem je so war, weiß ich nichts mehr davon. Und selbst wenn ich mich erinnerte, wäre Ihre Neugier auf solch ödes kultiviertes Gelaber genauso gering wie meine, darüber zu schreiben. Sie wollen etwas über den Zoff erfahren, der allemal mehr Spaß macht (und ganz sicher interessanter ist) als das Bravsein.

Ich habe das früh im Leben begriffen, von der Zeit an, als ich sprechen oder laufen konnte, was immer ich zuerst lernte – wann das war, habe ich vergessen, jedenfalls war es für alle Beteiligten zu früh. Mom schwört, ich hätte zuerst stehen und laufen können, ungefähr im Alter von neun Monaten, aber wahrscheinlich ist ihr das nur so vorgekommen, weil sie die meiste Zeit mit mir verbrachte. Dad behauptet steif und fest, ich hätte zuerst sprechen gelernt und seitdem nie mehr die Klappe gehalten, aber ich glaube, auch ihm kommt das nur so vor, weil ich schon immer fand, dass er etwas überempfindlich ist, was diesen Punkt anbelangt. Aber wir neigen alle dazu, private Tragödien zu übertreiben.

Gut in Erinnerung habe ich noch, dass kurz nach meinem dritten Geburtstag die Freundinnen meiner Mutter

sich zusammensetzten und ihr einen Brief schrieben, in dem sie Mom aufforderten, mich in Zukunft bitte nicht mehr mitzubringen, wenn sie vorhatte, bei ihnen vorbeizukommen; andernfalls sei sie nicht mehr willkommen. Bei früheren Besuchen hatte ich beharrlich sämtliche Schubladen in meiner Reichweite auf dem Boden ausgeleert und dann alles, was ich in meinen Kinderarmen tragen konnte, auf die Toilette geschleppt, wo ich mit dem Inhalt Wasserspiele veranstaltete, ehe ich das kompromittierende Beweismaterial verschwinden ließ, indem ich es die Toilette runterspülte. Tennis- und Pingpongälle bereiteten mir dabei besonderes Vergnügen. Meistens erreichte ich nur, den Abfluss zu verstopfen. Einmal füllte ich eine Badewanne mit ungefähr dreißig Bechern Erdbeer-Wackelpudding.

»Nichts für ungut«, schrieben sie Mom, »aber bitte lass das Kind einfach zu Hause, wenn du uns besuchen kommst.«

Als ich fünf Jahre alt war, zeichnete ich mich dadurch aus, dass man mich als ersten Vorschüler aus *Gelsons* rausgeschmissen hatte, dem in Beverly Hills für seine noble Kundenschaft und noch nobleren Preise berüchtigten Lebensmittelgeschäft. Nachdem ich auf einen Schlauch gestoßen war, der zum Besprinkeln des Gemüses benutzt wurde, und die Stärke und Reichweite des Wasserstrahls an den vorbeilaufenden Kunden ausprobiert hatte, richtete ich ihn auf den Geschäftsführer, und als er auf mich zukam und mich schnappen wollte, spritzte ich ihn nass. Leider wurde nichts aus dem kräftigen Wasserschwall, mit dem ich gerechnet hatte, aus dem Schlauch kam nur ein popeliger Sprühregen.

Ich wollte sofort ausprobieren, wie wirksam die beiden Verbote waren, aber meine Mutter hielt es für ratsam, eine Weile einfach schön zu Hause zu bleiben.

Zuhause war Beverly Hills. Mein Dad hatte Geld. Er hört es nicht gern, wenn ich sage wie viel. Eine Menge. Wie er es

verdient hatte, wussten die Götter, mir war nie ganz klar, was mein alter Herr eigentlich machte. Ich habe ihn nur einmal direkt danach gefragt, und da sagte er, er mache *Gürtel*. Ich war mir nicht sicher, ob er das aus Bescheidenheit sagte oder weil er einen Witz machen wollte. Die Beziehung meines Vaters zu Gürteln war wie die Gottes zu den Menschen. Äußerst umstritten und vielleicht gar nicht existent.

Man wächst nicht in Beverly Hills auf, ohne zu merken, dass man dort ist, wo alle anderen gern wären. Man lernt von Kindesbeinen an, andere Menschen in dem Glauben zu lassen, es sei so gut, wie sie sich einreden wollen. Man tut so, als hätte man es, als sei man sich dessen bewusst (aber bitte bescheiden bleiben) und wüsste es zu schätzen (aber bloß keine Undankbarkeit). Man weiß, dass man Glück hat, es zu besitzen, auch wenn man nicht so empfindet, notfalls deshalb, weil einen die anderen oft genug mit der Nase drauf stoßen. *Es* ist natürlich Geld. Aber wie soll man sich denn privilegiert fühlen, wenn man nie etwas anderes gekannt hat? Es erschien mir normal und gefiel mir ganz toll. Mir gefiel der riesige Garten und das große Haus, die Garage für vier Autos und das Schwimmbecken mit olympischen Abmessungen. Es gefiel mir, dass wir so viele Farbfernseher hatten, dass ich alles haben konnte, was ich wollte, und immer mehr hatte, als ich brauchte. Es war ein großartiges Leben, und auch wenn Fred Astaire und Raquel Welch nicht unsere Nachbarn gewesen wären, hätte ich das gemerkt. Nur darf man von einem kleinen Kind keine Dankbarkeit erwarten. Das ist zu abstrakt. *Mehr*, das kann ein Kind sich vorstellen. *Weniger* widerspricht seiner Natur, zumindest meiner.

Trotzdem war es schon komisch, dass ganze Busladungen Touristen vor unser Haus gekarrt wurden. Der einzige Schutz dagegen ist, dass man die Hecken so hoch wie möglich wachsen lässt oder sein Haus mit Zäunen und Toren

abschirmt. Unser Haus lag so weit von der Straße weg, dass Dad fand, wir hätten auch so unsere Ruhe. Und was die Frage der Sicherheit anging, ließ er sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Wir hatten einen deutschen Schäferhund namens Champ (Dad nannte alle seine Schäferhunde Champ, so vergaß er nie ihre Namen), im Nachttisch verwahrte Dad eine Pistole, und von ihm aus durfte jeder, der einbrechen wollte, gern sein Glück versuchen. Zwar hatten wir keine Zäune oder Hecken vor unserem Haus, dafür aber eine riesige, knorrige alte Platane, die ihre Äste über die Straße streckte; auf diesen Baum kletterte ich immer, sah mir die Touristenbusse an und ließ ab und zu einen größeren oder kleineren Stein auf die Pechvögel fallen, die unsere Häuser anglotzen wollten und unsere sonst ruhigen Straßen mit ihrem lärmenden Herumgetrampel terrorisierten.

Mom ging mit mir zum Arzt, um zu klären, was mir fehlte und ob man etwas gegen meine Hyperaktivität und mein nimmermüdes Verlangen nach Mehr tun konnte. Er verschrieb mir ein Beruhigungsmittel. Statt nun wie bisher dauernd zu plappern und immer hin und her zu flitzen, war ich groggy und taumelte schwerfällig durch die Gegend. Ich begann, fünfzehn Stunden durchzuschlafen, was wohl so weit ganz friedlich war, Mom wollte aber kein Kind im Koma, sie sehnte sich nur nach ein bisschen Ruhe und Frieden. Anscheinend war es auch nicht viel besser, wenn ich wach war, und lange Zeit tat ich fast nichts anderes, als mit einem stumpfen Ausdruck in den glasigen Augen krampfhaft ins Leere zu starren. Nach wenigen Wochen musste ich die Pillen nicht mehr nehmen, und bald war ich wieder der alte Wirbelwind.

Nicht lange, nachdem ich in dem Lebensmittelgeschäft Ladenverbot bekommen hatte, regte sich wieder meine Neugier, und ich entwickelte ein Faible für Schildkröten und

Frösche. Um mir eine Freude zu machen, war meine Mutter mit mir zum Teich des Botanischen Gartens von Los Angeles gegangen, wo ich stundenlang herumstocherte und alles fing, was sich bewegte – Kaulquappen, Frösche und Schildkröten. Froh, dass ich etwas zu tun hatte und mich amüsierte, erlaubte meine Mutter mir, einige Exemplare nach Hause mitzunehmen.

Es dauerte nicht lange, bis die Natur ihren Lauf nahm, und nach einigen weiteren Ausflügen zu dem Teich hatte ich eine wirklich imposante Sammlung beisammen. Zweifellos in der Annahme, es handele sich um einen ungeheuer raffinierten pädagogischen Trick ihrerseits, machte Mom mir den Vorschlag, ich könnte vielleicht einen Teil der überschüssigen Schildkröten und Frösche verkaufen, die sich in meinem Kinderzimmer breitmachten. Sie verstautete mich und ein paar Eimer mit Amphibien im Auto und fuhr uns zu einer Tierhandlung am Ort, die der Freundin einer Freundin von ihr gehörte. Ich traf mit der Besitzerin eine Abmachung, wonach ich für meine Tiere nicht nur andere eintauschen konnte, sondern dafür, dass ich Käfige putzte, auch Tiere leihweise mit nach Hause nehmen und so meine Sammlung umsonst vergrößern durfte.

Diese Unternehmungen führten dazu, dass ich im Alter von sechs Jahren eine stattliche Anzahl von Schildkröten, Fröschen, Schlangen und Eidechsen mein Eigen nennen konnte. Nicht nur in meinem Zimmer hatte ich zahlreiche Behälter, meine Sammlung hatte sich auch bis in den Garten hinterm Haus ausgebreitet, wo nun überall Waschboten voller Schildkröten, Mülltonnen voll wimmelnder Kaulquappen und ungefähr ein Dutzend Eimer mit Fröschen herumstanden.

Eines Tages weitete ich meine Aktivitäten auf den Garten vor dem Haus aus, wo ich um den Ahorn herum einen Wassergraben aushob, den ich mit den preisgekrönten Kampffischen meines Bruders sowie mit einigen soeben

eingetroffenen Schnappschildkröten besetzte. Binnen einer Stunde war der Graben ausgetrocknet, die Fische tot, die Schildkröten verschwunden und der Rasen vor dem Haus ruiniert. Als mein Bruder Joey dahinterkam, versuchte er sich zum Einzelkind zu machen, indem er mich Kopf voran in einen Schlafsack steckte, meine Knöchel mit der oberen Kordel festband und mich an den Füßen kitzelte, bis ich ohnmächtig wurde. Sobald ich wieder zu mir kam, holte ich zum Vergeltungsschlag aus und ließ alle meine Mehlwürmer in seinem Bett frei. Um mir das heimzuzahlen, schaffte er sämtliche Mehlwürmer, deren er habhaft werden konnte, ins Bett unserer Eltern, denn er wusste, dass sie nicht ihm, sondern mir die Hölle heißmachen würden.

Mom und Dad waren davon natürlich nicht eben begeistert. Als das Geschrei losging, saß ich im Baum vor unserem Haus. Ich hatte die Taschen voller Steine, eine meiner Schlangen in der Hand und wartete auf einen Bus nichtsahnender Touristen, als ich plötzlich Glas splittern hörte und im Umdrehen gerade noch den Küchenmixer durch ein Fenster fliegen sah.

»Dieser Rotzlöffel!«, hörte ich meinen Vater schreien. »Wo zum Teufel steckt er? Ich bring ihn um, ich reiß ihn in Stücke!« Er meinte mich, da war ich sicher.

»Lass ihn in Ruhe«, hörte ich meine Mutter sagen. »Er ist doch nur ein Kind.«

»Ein Kind bringt das nicht fertig«, tobte mein Vater, als er an der Hintertür auftauchte und einen Müllbeimer voller Kaulquappen umtrat. »Ein Kind schafft das einfach nicht!«, sagte er und deutete auf den Garten hinter dem Haus, in dem lauter Schildkröten herumkrochen. »Sogar einem gottverdammten Collegeprofessor würde es schwerfallen, so was anzurichten. Scheiße, das ist kein Haus mehr, das ist ein Zoo. Ich sag's, wie's ist, Harriet. Du musst mit 'nem anderen geschlafen haben – der Junge hat kein Blut von mir in den Adern. Sag mir doch *bitte*, dass er nicht von mir ist.

Ich *zahle* dir auch was dafür, wenn du mir sagst, dass ich nicht sein Vater bin ...« Das waren wirklich seine Worte – er bot ihr *Geld* an.

Meine Mutter wollte nichts davon wissen. »Er ist dein Sohn, Arnold. *Ich* habe mit niemand anderem geschlafen.«

Obwohl ich gerade erst sechs Jahre alt war, musste mir die merkwürdige Betonung auffallen, mit der meine Mutter das Wort »Ich« ausgesprochen hatte. Mir war klar, dass es sich auf etwas Geheimnisvolles aus der Welt der Erwachsenen bezog, wenn ich auch nicht genau wusste, auf was. Jedenfalls war Dad dadurch sehr schnell der Mund gestopft, fiel mir auf.

Der Zorn meines Vaters tat mir weh, wenn er mich auch nicht überraschte. Ich wusste, dass mein Vater mich liebte, dennoch konnte er einem leicht Angst einjagen. Er war ein großer beeindruckender Mann, sowohl seiner Statur als auch seiner Persönlichkeit nach. Er hatte großen Sinn für Humor, andererseits war mit ihm nicht gut Kirschen essen. Wenn er lachte, schien die Sonne im Zimmer. Aber wenn er schrie, ballten sich Gewitterwolken zusammen. Manchmal brüllte er so laut und verängstigte mich so sehr, dass ich mir wünschte, er hätte einfach ausgeholt und mir eine runtergehauen.

Er spürte mich in dem Baum auf und befahl mir runterzukommen.

»Nur wenn du mir versprichst, nicht mehr so zu schreien«, rief ich zu ihm runter.

»Komm jetzt da runter, bevor ich dich runterprügele«, schrie er zurück. Nach reiflicher Überlegung kam ich zu dem Schluss, dass mir ein Anpfiff lieber war.

Als ich unten war, legte er mir nahe, ich solle »die Menagerie schleunigst aus dem Haus schaffen«, sonst nähme er »die Sache selbst in die Hand«.

Mir war klar, dass mit »der Sache« die Tiere gemeint waren. Nur wusste ich nicht, dass unter »Haus« auch der Garten zu verstehen war. Ich entfernte alle Reptilien aus dem Haus bis auf eine junge Boa constrictor, die ich in meinem Schrank versteckt hielt. Alle anderen verschenkte ich oder gab sie der Besitzerin der Tierhandlung zurück. Im aufrichtigen und gut gemeinten Bestreben, es meinem Vater recht zu machen, trennte ich mich obendrein sogar von einer beträchtlichen Anzahl Frösche und Schildkröten.

Kaum hatte sich der Streit um die Tiere etwas gelegt, unternahm ich heldenhafte Anstrengungen, die Zahnfee in eine Falle zu locken. Eines Abends knipste ich schon vor dem Zubettgehen das Licht aus und wickelte dann behutsam ein ganzes Knäuel Angelschnur in meinem Zimmer ab; die Schnur führte durch und um Lampen, über Bettpfosten und Türklinken, hinter der Kommode vorbei unters Bücherregal und so weiter. Über fünfzig Meter dünnsste *Bounty Fisher*-Angelschnur verwob ich zu einem irrwitzigen Spinnennetz, das in meinem ganzen Zimmer ab Hüfthöhe bis zur Decke reichte. Nachdem ich mich vorsichtig ins Bett gelegt hatte, steckte ich meinen Backenzahn unters Kissen und wartete auf den Schlaf. Lautes Geschrei und der Krach einstürzender Möbel riss mich unsanft aus meinen Träumen. Mit einem Ruck setzte ich mich auf, gab acht, mich nicht in der ums Bett gespannten Schnur zu verfangen, erinnerte mich an die von mir gestellte Falle und nahm überglucklich an, dass es mir tatsächlich gelungen war, die Zahnfee zu fangen. Prompt kam mir ein anderer, düsterer Gedanke: Wie eine Zahnfee hörte sich das ganz und gar nicht an. Ich bekam eine Todesangst und empfand ungeheures Bedauern. Ich streckte die Hand aus, schaltete die Nachttischlampe an und sah meinen Dad im Zimmer, der in dem Netz verfangen wild herumzappelte und zerrte und fluchte, während die Möbel umkippten und kreuz und

quer übereinanderfielen. Meine Mutter kam im Bademantel ins Zimmer gestürmt, war so vorsichtig, mit einer Hand den Schalter der Deckenlampe neben der Tür anzuknipsen, und warf mir einen ärgerlichen Blick zu. Der Anblick, der sich ihr bot, muss unvergesslich gewesen sein: Ihr Jüngster lag mollig zugedeckt im Bett, mit einem halben Meter Sicherheitsabstand zu dem zickzackförmig gespannten Geflecht aus Angelschnur, während ihr Göttergatte sich in der Mitte des Zimmers verheddert hatte, praktisch gefesselt und geknebelt zwischen einem Stuhl und dem Schreibtisch eingeklemmt war und in der festgezurrten rechten Hand einen Fünfdollarschein umklammert hielt.

So viel zu meinem Glauben an die Zahnfee.

Um nicht weiter mit solchen Überfällen aus dem Hinterhalt rechnen zu müssen, setzten meine Eltern in getrennten Gesprächen ihren jüdischen Sohn davon in Kenntnis, dass ein gewisser Santa Claus ebenfalls Legende war, bevor auch noch die Jagdzeit auf den Weihnachtsmann eröffnet worden wäre.

Dann kam der Herbst 1962 und danach für Los Angeles einer der niederschlagreichsten Winter seit über einem Jahrzehnt. Es hatte ununterbrochen geregnet. Los Angeles ist mit Regenwetter noch nie gut fertiggeworden. Es regnete auch dann noch weiter, als das Wasser über die Abflussrohre und Randsteine auf den Rasen schwachte. Das viele Wasser brachte die Eimer mit den Schildkröten im Garten hinter dem Haus schließlich zum Überlaufen, wodurch die ganze Nachbarschaft zu einem Riesenterrarium für meine Sammlung wurde. Weiter hinten auf der Straße überfuhr ein Auto eine bemalte Schildkröte. Überall hüpften Frösche und Kröten herum. Einer unserer Nachbarn entdeckte eine Schildkrötenfamilie im Fangkorb seines Rasenmähers. Noch Wochen später fand man Laubfrösche und Ochsenfrösche mehrere Straßen entfernt. Steve McQueens

Eskimohund hatte eine Schnappschildkröte in die Ecke getrieben und bellte sich die Kehle aus dem Hals.

Es war so kalt, dass wir gezwungen waren, die Heizung einzuschalten, eine echte Seltenheit in Los Angeles. Die einzige Schlange, die ich behalten hatte, war die über zwei Meter lange Boa constrictor im Schrank, die ich Mr. Big getauft hatte. Nun sind Menschen aber Warmblütler, und daher war die Kälte für niemand aus meiner Familie unerträglich. Und für die Schildkröten und Frösche war das viele Wasser das reinste Amphibienparadies. Aber Mr. Big, der das tropische Wetter in den Regenwäldern Südamerikas gewöhnt war, fühlte sich jämmerlich. Tagelang kroch er lethargisch in seinem Gefängnis herum, auf der vergeblichen und kläglichen Suche nach einem Ausweg. Als ich ihm eines Tages seine monatliche Rattenration füttern wollte, war er verschwunden. Mom rief mich, weil ich mit ihr etwas erledigen sollte, und so schob ich die Suche fürs Erste auf.

Dass eine über zwei Meter lange Boa constrictor in unserem Haus frei herumkroch, war das Letzte, was ich meinen Eltern mitteilen wollte; ein paar mickrige Schildkröten hatten sie schon genug verängstigt. Einige Tage später fiel mir auf, dass sich ein merkwürdiger Geruch im Haus ausbreitete. Ich war nicht der Einzige, der es bemerkte – alle fanden, dass es im Haus stank. Mom ließ die Hausangestellte den Kühlenschrank ausmisten. Die Teppiche wurden schamponiert und das ganze Haus von oben bis unten geputzt und geschrubbt, aber der Gestank ging einfach nicht weg.

Um dem Mief zu entfliehen, machte Dad mit der Familie einen Sonntagsausflug. Während der Fahrt auf der Schnellstraße kreischte er plötzlich laut auf, was ziemlich überraschte, denn Dad war wirklich nicht der Typ, der zum Kreischen neigte. Er fuhr den Wagen auf den Seitenstreifen der Schnellstraße, brachte ihn quietschend zum Stehen, sprang aus dem Wagen und hüpfte am Straßenrand auf und ab; er

zappelte mit dem Fuß, als hätte er ein brennendes Streichholz im Schuh. Dann sah ich die für Mr. Big gedachte Ratte, die mir vor einigen Tagen entwischt war, wie sie mit einem Satz aus Dads Hosenaufschlag heraussprang und ein paar Meter weiter auf der Erde landete. Als ich aus dem Wagen flitzte, um sie wieder einzufangen, stieg Dad – nicht eben stolz auf seinen Veitstanz (und noch weniger begeistert von dem Anlass dafür) – wieder ein, fuhr weg und überließ mich meinem Schicksal. Mom schlug aber so lange auf ihn ein, bis er schließlich nachgab und anhielt, sodass ich zum Wagen laufen und zu Nan und Joe auf den Rücksitz klettern konnte.

Der Gestank zog noch tagelang durchs Haus; zahlreiche Suchaktionen von Familienmitgliedern und professionellen Kammerjägern verließen ergebnislos, bis der Gestank sich zu einer Art widerwärtigem Crescendo steigerte und mein Vater ihn schließlich zur Heizung im Flur zurückverfolgte.

Gespannt und neugierig umringten wir Dad, als er das vor dem Heizkörper angebrachte Gitter entfernte. Er schraubte die Vorderwand ab, und dahinter kam etwas zum Vorschein, das wie ein zusammengerollter verbrannter Schlauch aussah. Vorsichtig stupste mein Vater das Ding an. Es fiel auseinander und ließ ein kleines schwarzes Staubwölkchen aufsteigen, als es am Boden zerkrümelte. Während ich auf das Häufchen verkohlter Überreste starre, dämmerte mir langsam, was geschehen war. Auf der instinktiven Suche nach seinem tropischen Regenwald war Mr. Big in die Heizung gekrochen, und da er nicht mehr zurückkonnte, war er zu Asche verbrannt.

Mein Vater wandte sich mir zu und sah mich zornig an.
»Ich habe Angst zu fragen«, sagte er.

Nicht halb so viel Angst wie ich vor der Antwort.
»Du weißt wohl nicht zufällig was über diese Schweinerei?«, sagte er und gab sich Mühe, kühlen Kopf zu behalten,

was ihm aber nicht gut gelang. Sehr ernst sagte er dann: »Ich nehme an, du hattest mit der ganzen Sache *rein gar nichts* zu tun?«

Ich war zu verängstigt, um etwas darauf zu erwidern.

»*Das hältst du doch im Kopf nicht aus!*«, schrie er. Er geriet wirklich in Fahrt.

»Das schlägt dem Fass den Boden aus, Harriet«, sagte er zu Mom. »Erst kriechen überall in unserem Garten Schildkröten rum, und Frösche klettern die Badezimmerwände hoch, dann schwimmen Kaulquappen in der Spüle, und wir haben Ratten im Auto – ich habe Angst, wenn ich mich nachts ins Bett lege – und jetzt das! Ich brauch eine Pause, einen Urlaub vom Vatersein. *Ich halte das nicht mehr aus.* Dieser Junge schafft mich ...« Er warf mir einen langen wütenden Blick zu, aber da er zu zornig war, um mir gleich die Leviten zu lesen, stapfte er schließlich aus dem Haus.

Mein Bruder und meine Schwester waren wie vor den Kopf geschlagen und wussten nicht recht, ob sie mich nun trösten, Dad folgen oder Mom zur Hand gehen sollten, die sich an die Beseitigung der Schweinerei machte.

Kurz danach trennten sich meine Eltern endgültig. In den letzten zwei Jahren war Dads Name ständig in den Klatschspalten aufgetaucht, weil man ihn mit dieser oder jener Schauspielerin in dem einen oder anderen Restaurant gesehen hatte, und Mom hatte darüber solange es ging hinweggesehen. Als es dann wieder mal passierte, packte sie seine Koffer und stellte sie ihm vor die Haustür. Zu ihrer Überraschung nahm er die Koffer mit und kam nie mehr nach Hause.

Ich hielt es für meine Pflicht, etwas dagegen zu unternehmen. Ich war schuld, dass er von zu Hause ausgezogen war, also hatte ich auch dafür zu sorgen, dass er wieder zurückkam. Tag für Tag rief ich ihn an, um zu fragen, wann er nach Hause käme, und weil auch er sich in einem verborgenen Winkel seiner Seele wünschte, alles könnte wieder so

werden wie früher, weil er es nicht übers Herz brachte, einem siebenjährigen Kind zu sagen, dass alles vorbei sei, versprach er mir: »Bald, bald irgendwann demnächst komme ich nach Hause.« Ich glaubte ihm und wartete. Vielleicht konnte er sich ebenso wenig wie ich eingestehen, dass es vorbei war. Anfangs versprach er mir, bis zum Sommer würde er wieder zu Hause sein. Dann wurde es Thanksgiving. Dann Weihnachten. Immer wenn ich fragte, schob er den Termin weiter hinaus. Immer wartete ich. Zum ersten Mal in meinem Leben betete ich sogar. Ich fiel nicht auf die Knie, nicht gleich so was Extremes. Ich sagte ganz schlicht und einfach: »Lieber Gott, bitte lass Dad wieder nach Hause kommen – es tut mir leid, dass ich böse war.« Mom saß in ihrem Schaukelstuhl, starrte aus dem Fenster und wartete darauf, dass Dad zurückkam, während ich in ständiger Hoffnung lebte, von Baum zu Baum turnte und Ausschau nach seinem Auto hielt. Um meiner Mutter nur ja keine Sorge zu ersparen, reagierte ich auf diese Belastung, indem ich mich noch schwerer bändigen ließ als früher. Mom war nicht in Stimmung für meine Mätzchen und ging mit mir prompt noch einmal zu dem Arzt, der mir wieder Beruhigungsmittel verordnete, während sie ihre Wundenleckte.

Kurz bevor die Scheidung ausgesprochen wurde, erklärte man mir, Dad habe einfach zu jung geheiratet und verlasse uns nicht deshalb, weil er uns nicht liebe; wir Kinder hätten nichts damit zu tun, dass er sich zum Weggehen entschlossen habe, im Gegenteil, wegen uns wolle er in der Nähe bleiben, damit er immer für uns da sein könne. Aber das zählte alles nicht. Ich machte mir trotzdem Vorwürfe. Es war mir nicht gelungen, ihn wieder nach Hause zu holen. Ich hatte alle enttäuscht. Ich baute immer nur Scheiße. Mann, fühlte ich mich mies.

Mein Bruder und meine Schwester gingen weiter in die Mittel- beziehungsweise Oberstufe der Highschool. Meine

Mutter ließ mich die Pillen nach einiger Zeit nicht mehr nehmen und setzte sich wieder in den Schaukelstuhl am Fenster, während ich erneut von Baum zu Baum zu turnen anfing. Eine beklemmende Stille breitete sich in dem großen Haus aus. Als Dad noch zu Hause war, hatten wir wenigstens den Anschein einer Familie geboten, ungeachtet jener gelegentlichen Beteuerungen des Gegenteils. Wir hatten einander lieb. Wir stritten uns, aber es gab auch viel zu lachen, und am Schluss versöhnten wir uns immer wieder. Diese Zeiten waren ein für alle Mal vorbei.

Fairerweise muss man sagen, dass es für Mom bestimmt nicht leicht gewesen wäre, drei Kinder allein großzuziehen, die Vorstellung, dies tun zu müssen, behagte ihr jedenfalls ganz und gar nicht. In ihrer Lage einen Heiratskandidaten zu finden war keine beneidenswerte Aufgabe. Drei Kinder und eine fünfunddreißigjährige Hausfrau sind nicht gerade eine gute Partie für einen gesunden, erfolgreichen, integren Mann, der ledig und sich seiner Chancen bewusst ist. Wenn dann auch noch einer wie meine Wenigkeit dabei ist, kann man das Ganze nicht eben eine Garantie für häusliche Ruhe und Frieden nennen.

Ich weiß nicht, ob Mom sich nicht zutraute, es allein zu schaffen, oder ob sie sich langweilte, jemand fürs Bett suchte oder sonst was, jedenfalls hörte sie eines Tages einfach auf, Trübsal zu blasen, und verkündete: »Jetzt reicht's.« Eine Woche später begann sie, wieder auszugehen. Mom war zu dem Schluss gekommen, dass uns Kindern – insbesondere mir – ein täglich anwesender Mann fehlte, der uns Disziplin lehrte. Sie tat also das, was sie vorhatte, nicht für sich, sondern für uns. In ihren Augen war sie nur dann eine gute Mutter, wenn sie einen Vater nach Hause brachte, denn nur so konnten wir wieder eine richtige Familie sein.

Ich kann nicht älter als siebeneinhalb gewesen sein, als Mom uns alle zusammenrief, um uns zu sagen, dass sie

einen Mann nach Hause eingeladen hatte, von dem sie hoffte, dass er ihr einen Antrag machen würde.

Wir geben uns alle größte Mühe. Mom kocht ein Festessen. Aufregung liegt in der Luft. Wir alle packen mit an. Dann steht er vor der Tür. Er hat seine drei Töchter mitgebracht, und eine davon ist ein kleines Mädchen! Jünger als ich! Die anderen beiden sind älter, eine ungefähr im Alter meiner Schwester, die andere etwas jünger als mein Bruder. Die jüngste heißt Cindy, und wir kommen auf Anhieb glänzend miteinander aus. Sie hat braune Ponyfransen, die ihr über die Augenbrauen fallen, wunderschöne Lippen, ein Engelsgesicht und ganz oben am Hinterkopf einen Pferdeschwanz, an dem zu ziehen ich mir einfach nicht verkneifen kann. Es funktioniert genau wie die Pfeife einer Lokomotive, immer wenn man dran zieht, ertönt ein schrilles Kreischen. Wir laufen zum Spielen nach draußen. Ich zeige ihr sogar meinen Lieblingsplatz im Baum und wie man da hinkommt. Sie kann überraschenderweise sehr gut klettern. Dann ruft man uns zum Essen. Aber es ist noch nicht ganz so weit. Cindy und ich spielen im Haus wieder Fangen, tobten durch die Diele ins Wohnzimmer, auf die Terrasse hinaus, zurück in die Küche, rauf auf den Baum, runter vom Baum ... bis man uns noch mal zum Essen ruft.

Wir marschieren in die Küche, aber das Essen ist immer noch nicht fertig. Es steht noch nicht auf dem Tisch, und bei uns daheim setzen wir uns nie, bevor das Essen auf dem Tisch steht. Also jage ich weiter hinter Cindy her, durch die Küche ins Wohnzimmer und wieder zurück in die Küche, immer im Kreis zwischen Mom und ihrem neuen Freund, von dem sie hofft, dass er ihr einen Antrag macht. Mom sagt: »Letzter Aufruf zum Essen!«, aber das Essen steht immer noch nicht auf dem Tisch, deshalb überhöre ich die Aufforderung diesmal, mache einfach weiter und will gerade einen Zahn zulegen und zu Cindys aufreibend wippendem Pferdeschwanz preschen, als die Hand dieses

Riesen meinen linken Arm packt, ihn mir fast auskugelt, mich von den Füßen reißt und mit voller Wucht auf sein Knie setzt. Der Typ fängt an, mich zu verdreschen, versohlt mir meinen bisher von keiner Hand berührten jungfräulichen Arsch. *Mich versohlen!* In meinem eigenen Haus!

STOPP! Diese Szene ist wichtig. Alle sehen zu. Dieser lange Lulatsch sagt zu mir: »Wenn deine Mutter sagt, dass du kommen sollst, dann kommst du. Kapiert, junger Mann?« Bevor ich etwas sagen kann, haut er mich noch mal. Ich werfe meiner Mutter einen um Hilfe flehenden Blick zu; sie steht mit verschränkten Armen daneben, mein Bruder und meine Schwester hilflos an ihrer Seite, während die Kinder dieses Typs schadenfroh grinsend zusehen. Er versohlt mich immer noch. Warum unternimmt Mom nichts, warum *hilft* sie mir nicht? Dieser Kerl schlägt mich! Dieser Fremde! In *unserem* Haus. Wie konnte sie ihm das durchgehen lassen? Ich war ihr Sohn, ihr eigen Fleisch und Blut, und wer war der? Wie konnte sie ihn mehr lieben als mich? In diesem Moment hasste ich sie – ich sah meine Mutter ihn dabei beobachten, wie er mich schlug, und ich wünschte ihr den Tod. Im nächsten Moment wurde mir ebenso unvermittelt klar, dass ich mir das nicht wünschen durfte. Dann wäre ich wirklich allein. So richtete ich den bösen Blick stattdessen beschämtd nach innen.

Ich dachte an meinen Vater. Er würde diesen Kerl aufhalten, er würde ihn nicht ungeschoren davonkommen lassen; jeden Moment würde er nun durch die Tür gestürmt kommen und diesem Fettkloß einfach den Kopf vom Hals reißen. Aber nichts von alledem geschah. Dieser große Fremde versohlte mich nach Strich und Faden, und niemand rührte einen Finger, mir zu helfen.

Ich weiß nicht, ob meine Mutter dachte, dies sei die Art Disziplin, die mir fehlte, oder ob sie einfach Angst hatte, unverheiratet zu bleiben. In der Überzeugung, dass er einen guten Vater und Ehemann abgeben würde, heiratete

sie den Trottel einfach. Sie musste in Gedanken schon Ja gesagt und sich eingeredet haben, es irgendwie schon auf die Reihe zu kriegen, aber von Anfang an hätte selbst ein Blinder sehen müssen, dass da nichts zu retten war. Ein Jammer, dass sie ihn nicht darüber aufklärte, welche Erwartungen sie ans Zusammenleben stellte. Sie wusste nämlich nicht, dass er zum Vatersein genauso wenig Lust hatte wie ich, ihn als Vater zu akzeptieren; er wollte eine Frau, die für seine Kinder schuftete. Und die bekam er auch – eine Mischung aus Ehefrau, Kindermädchen, Mutter, Köchin und Putze. Wir waren alle seine Sklaven.

Ich war jetzt Außenseiter in meiner eigenen Familie. Ich stand den anderen nur noch im Weg. Und ich hätte daran nichts mehr ändern können, selbst wenn man mich darum gebeten hätte. In meinem Kopf hatte sich die Vorstellung festgesetzt, dass ich anders und unerwünscht war, und das glaubte ich auch. Clarence sollte mich ruhig physisch und psychisch schikanieren, meinem Anderssein konnte er nichts anhaben. Mit jeder Möglichkeit zum Trotz, die er mir bot, bestärkte er es nur noch. Dieses Verhalten hat einen Namen, man nennt es Stolz. Ich ging auf Distanz, um Schmerz zu vermeiden, gleichgültig zu werden und am Leben zu bleiben. Ich hielt mich nicht für besser oder schlechter, nur für anders und grundverschieden.

Clarence kam zu der Überzeugung, Beverly Hills sei nicht der richtige Ort, um drei ländlich-sittliche Mädchen aus dem amerikanischen Mittelwesten großzuziehen. In Wahrheit war es so, dass er und seine Töchter hier nicht herpasssten. Es lag auf der Hand. Er hatte sich im Grunde sowieso in Beverly Hills nie wohlgefühlt. Unser Haus stand zum Verkauf.

»Zieht ruhig weg«, sagte ich meiner Mutter. »Ich bleibe hier.« Ich wollte nicht nachgeben. Doch leider kannte mich meine Mutter nur zu gut.

Schon immer hatte mir die Vorstellung widerstrebt, Tiere in Käfige zu sperren – viel lieber hielt ich sie in einer Umgebung, die ihrem natürlichen Lebensraum so nahe wie möglich kam. Besonders begeistert war ich von der Idee, ein Pärchen Leguane in einem tropischen Gehege mit einigen Bananenstauden zu halten. Leguane lieben Bananen, und ihre langen Krallen sind fürs Klettern wie geschaffen. Mom erzählte mir, im Garten des neuen Hauses gäbe es tatsächlich echte Bananenstauden, sogar mehrere, ein richtiges kleines Wäldchen direkt vor dem Haus. Ich glaubte ihr nicht.

»Es stimmt«, versicherte sie mir. »Wenn nicht, musst du nicht dableiben.« Zögernd ließ ich mich darauf ein, das Anwesen einmal in Augenschein zu nehmen, und sah mich schon im Schatten eines Hains eine reife Banane mit einem Leguan teilen. So wurde mir mein letzter Trumpf aus der Hand genommen.

Es war ein billiger Trick, umso fieser und gemeiner, als Clarence sich in die Verhandlungen einmischt und mir verbot, irgendwelche Tiere mitzunehmen, angefangen bei den Amphibien, die ich schon hatte, bis hin zu den Reptilien, die ich mir anschaffen wollte. Obwohl ich lautstark protestierte, war alles vergebens.

Und so kam es, dass ich im Alter von acht Jahren aus der mir vertrauten und lieb gewordenen Umgebung und aus einem feudalen, schönen und gemütlichen Heim in der tollsten Wohngegend des ganzen Landes herausgerissen und nach Westchester, Kalifornien, in die Nähe des Flughafens verpflanzt wurde. Westchester war eine von diesen Städten, durch die man fährt, um irgendwo anders hinzukommen. Bohnenfelder und die *Hughes Aircraft Tool Company* verliehen dem Land sein Gepräge, und unsere Nachbarn waren ein Haufen Proleten und Bauern in Blau-männern. Clarence passte wunderbar zu den anderen Landeiern. Falls ich mir insgeheim einen letzten Rest Hoffnung

bewahrt hatte, dass sich meine Eltern vielleicht doch noch zusammenraufen würden, musste ich mich nun davon verabschieden. Alle meine Freunde waren in Beverly Hills geblieben, und zu allem Unglück war ich auch der einzige Jude in meiner Schule. Meine Mitschüler hatten noch nie etwas von gefüllte Fisch gehört – dass jemand so etwas in den Mund nehmen konnte, war ihnen unbegreiflich, und das ließen sie mich auch spüren. Mein Gefühl des Alleinseins und der Isolation verstärkte sich noch dadurch, dass mein Bruder Joey und ich in ein kleines Gästehaus verbannt wurden, das ein gutes Stück vom eigentlichen Wohnhaus entfernt war.

In der folgenden unheilvollen Zeit zeigte Clarence immer mehr sein wahres Gesicht. Ursprünglich hatte er Staatsanwalt werden wollen, er hatte es aber nur zum Patentanwalt gebracht, was ungefähr so ist, wie wenn man Astronaut werden möchte und schließlich als Chauffeur seine Brötchen verdient. Soweit ich das beurteilen konnte, war er noch nicht mal ein seriöser Patentanwalt, sondern vertrat eine Heerschar übergeschnappter Erfinder mit so lächerlich hirnverbrannten Projekten, dass es ihm peinlich war, überhaupt davon zu sprechen. Um seine Verbitterung und Frustration abzureagieren und vielleicht um ein Ventil für die ihm versagte Rolle als Staatsanwalt zu finden, spielte er zu Hause den Ankläger. Davon betroffen waren alle von Moms Kindern, doch sein Lieblingsziel war offensichtlich ich. Natürlich verhielt ich mich bei diesem perversen Spiel nicht unbedingt passiv.

Er fand, ein Problem von vielen sei die Frage meiner Loyalität. Solange ich darauf beharrte, das Andenken meines Vaters hochzuhalten, waren Schwierigkeiten vorprogrammiert. Daher konzentrierte sich sein erster Angriff auf die Zerstörung dieses Bollwerks.

Eines Abends nicht lange nach dem Umzug wünschten Mom und Clarence mich zu sprechen. Meine Reaktion dar-

auf war typisch. »Was habe ich jetzt wieder verbrochen?« Aber ich hatte nichts ausgefressen. Ich sollte mir etwas durch den Kopf gehen lassen. »Und was soll das sein?«, fragte ich. Sie wollten, dass ich Clarence in Zukunft »Dad« nannte. Anfangs dachte ich, sie wollten mich auf den Arm nehmen, und fing sogar an zu lachen. Aber Clarence machte ein böses Gesicht, und Mom wirkte nervös. Es war keineswegs ein Scherz. Es war ihr voller Ernst.

»Kommt nicht infrage«, sagte ich und schob mich zur Tür. »Ich habe bereits einen Vater. Ausgeschlossen.«

Von diesem Vorfall an wurde mein Leben unter einer unaufhörlichen Lawine von Vorschriften, verbalen Angriffen, Befehlen, Beschuldigungen und Beleidigungen begraben.

Ich durfte nicht Ketchup zum Essen nehmen, wenn nicht zuerst Clarence oder eines seiner Kinder darum bat. Gelang es mir trotzdem, heimlich etwas auf meinen Teller zu tun, und wurde ich dabei erwischt, bekam ich in den folgenden drei Tagen eine Tomate und eine Schüssel Zucker vorgesetzt.

Es war ein endloser Kleinkrieg. Unsere Kleidung wurde kritisiert, unsere Tischmanieren verbessert, unsere Sprache zerfleckt und wieder zusammengesetzt. Am liebsten verfolgte Clarence die Taktik, mich mit Arbeiten im Haushalt zu überhäufen. Wenn er den Rasen vor und hinter dem Haus mähte, benutzte er keinen Fangkorb, sondern zwang mich, das ganze Gras von Hand zusammenzurechen. Ich musste den Pool nicht einmal, sondern zweimal am Tag putzen. Eine der Sisyphusarbeiten, mit denen er mich traktierte, hatte mit einem alten riesigen Kautschukbaum zu tun, der im Garten hinter unserem Haus stand. Tag für Tag ließ er unzählige Blätter auf den Rasen fallen, und meine Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass kein Blatt länger als ein paar Sekunden am Boden liegen blieb. Lag auch nur ein Blatt auf dem Rasen, wenn Clarence aus dem Fenster sah, musste ich wieder eine seiner Standpauken über mich ergehen lassen. Während des Herbsts wurde dieses

Spielchen wirklich höllisch. Wenn Clarence mich dabei erriet, dass ich die Frechheit besaß, es mir bequem zu machen und auszuspannen, fand er eine Arbeit für mich, irgendwas, sei es die Mülleimer auszuwaschen oder die Scheiße seiner hässlichen Dalmatiner aufzukehren. Nur wenn er im Büro war, musste ich nicht ständig auf der Hut sein, aber selbst dann bestand die Möglichkeit eines Überraschungsangriffs.

»Wird es nicht langsam Zeit, dass du dir die Haare schneiden lässt, junger Mann?«, fragte mich Clarence einmal während eines der Abendessen, die mir als spanische Inquisition meiner Kindheit in Erinnerung sind.

Ich war gerade zehn geworden, die Beatles waren schon eine Weile bekannt, und die Länge der Haare wurde zu einem immer umstritteneren Thema.

»Schon möglich«, antwortete ich. Mir war klar, dass ich damit Ärger heraufbeschwore, denn es gehörte zu Clarcences eisernen Prinzipien, dass Kinder zu Erwachsenen niemals Nein sagen durften – die einzige Antwort gegenüber Erwachsenen lautete »Ja«. Es ist mir ein Rätsel, wieso er sich überhaupt damit aufhielt, jemand was zu fragen. Es ging ihm nie um irgendeine Auskunft. Es ging ihm um das Ja. Mit der Zeit entwickelte ich großes Geschick, jede andere denkbare Antwort als Ja oder Nein zu geben.

»Was ist das für eine Antwort?«, wollte er wissen.

»Ich habe nicht Nein gesagt«, betonte ich.

»Antworte! Glaubst du nicht, dass du mal zum Friseur gehen solltest? Du siehst aus wie eine Schwuchtel.«

»Mir gefällt es so.«

»Du gibst mir jetzt verdammt noch mal eine Antwort!«, donnerte er los und schlug mit der Faust auf den Tisch. Das ganze Besteck hüpfte glatte fünf Zentimeter von der Tischplatte.

»Ich weiß nicht«, erwiderte ich.